Ludwig Uhland.

Ein Nachruf

von

Prof. Dr. Franz Pfeiffer.

Zum Besten des Uhland-Denkmals.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1862

(Uhland)

Pfeiffer



Ludwig Uhland.

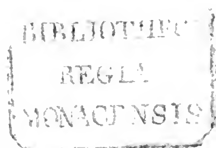
Ein Nachruf

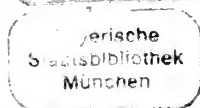
von

Prof. Dr. Franz Pfeiffer.

Zum Besten des Uhland-Denkmals.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1862.





Wiederum hat der Tod unter den Edelsten und Besten unseres Volkes seinen Umzug gehalten und mit unbarmherziger Hand einen jener Männer dahingenommen, die ein Gegenstand unseres Stolzes, unserer Liebe und Verehrung sind, einen Mann, der uns in schwerer trüber Zeit ein Tröster und Erwecker, ein Leitstern und leuchtendes Vorbild war, und dem unsere Herzen so voll und warm, wie kaum einem Zweiten, entgegenschlugen. Ludwig Uhland ist nicht mehr! Diese Trauerkunde wiederhallt in diesem Augenblick von einem Ende Deutschlands zum anderen, und, obwohl seit Wochen, einer drohenden Wetterwolke gleich, vor uns stehend, erweckt doch der Hingang dieses Lieblings des deutschen Volkes überall Schmerz und laute Klage.

Wenn ich, theils dem Drange meines Herzens, theils äußerer freundlicher Nöthigung nachgebend, die Feder ergreife, um, in jene Klage einstimmend, dem trefflichen Manne einige Worte der Erinnerung zu widmen, so ist es nicht meine Absicht, Uhland den Dichter und Patrioten zu schildern. Letzteres werden, unter dem Eindrucke

des unersetzlichen Verlustes, berufenere und geschicktere Hände als die meinigen ohnehin nicht unterlassen; jenes scheint mir bei einem Dichter, dessen Lieder im Herzen und Munde des Volkes leben und, in vierzig Auflagen und hunderttausend Exemplaren verbreitet, ein Haus- und Familienbuch sind, wie nur jemals eines, nicht einmal nothwendig zu sein.

Weit weniger allgemein bekannt ist Uhland als Mann der Wissenschaft. In ihm aber sind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte aufs Genaueste verbunden, alle drei Richtungen stehen in innigster Wechselbeziehung zu einander, und die Kenntniß der einen ist zum vollen Verständnisse der anderen unbedingt nöthig. Diese wissenschaftliche Seite in Uhlands literarischer Thätigkeit ist es, die ich hier hervorheben und beleuchten möchte. Daran werden sich leicht einige Worte über Uhlands Charakter und Persönlichkeit knüpfen lassen. Dies jetzt schon irgend erschöpfend zu thun, ist die bemessene Frist zu kurz und der Schmerz noch zu neu und frisch; nur einzelne Striche und Züge können es darum sein zu dem Bilde des theuren Mannes, mit dem ich zwanzig Jahre hindurch theils im brieflichen Verkehr, theils in persönlicher Berührung stand, und dessen Freundschaft für mich eine reiche Quelle der Freude und des reinsten Glückes war.

Uhlands Jugend fiel in die Zeit, die man mit Recht die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands genannt hat. Das Reich deutscher Nation, einst und durch Jahrhunderte hoch und herrlich über allen Ländern

und Völkern Europa's stehend, lag tief gedemüthigt zu den Füßen des fremden Eroberers, ein warnendes Beispiel, wie tief ein Volk sinken kann, das unklar und zerfahren in seinen Bestrebungen, ohne Muth und Selbstvertrauen sein eigenstes Wesen preisgibt, und überall besser zu Hause ist als in der eigenen Heimath. Zum Glück fehlte es nicht an edlen Geistern, die, jene Warnung tief empfindend, mit hellem Blicke den Sitz des Uebels, dem Deutschland zum Opfer geworden, erkannten, und in der Ueberzeugung, daß der Deutsche, statt wie bisher in die Ferne zu schweifen, bei sich selbst einkehren, daß er wiederum deutsch werden müsse, wenn es besser werden solle, dem Grundfehler des deutschen Charakters von innen heraus entgegen zu arbeiten suchten. Sie thaten es dadurch, daß sie einerseits den Blick auf die große Vergangenheit unseres Volkes, auf seine Geschichte und Literatur zurücklenkten, andererseits das Volk der Gegenwart, seine Art und sein Wesen, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Sprache und Denkweise zum Gegenstande des eingehendsten, liebevollsten Studiums machten. Auf diese Weise wurden jene kummervollen Tage, in denen „es allerwärts untröstlich" war, zugleich der Wiederbeginn einer neuen besseren Zeit, und diejenige Wissenschaft nahm dort ihren Anfang, die sich auch deshalb mit vollem Rechte die deutsche nennen darf, weil sie an der geistigen und politischen Wiedergeburt Deutschlands den größten Antheil hat.

Unter diesen Männern, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens machten, dem Volke dadurch, daß sie es zur

Erkenntniß und Achtung seiner selbst, zur Selbständigkeit und Freiheit führten, Leiter und Lehrer zu sein, war neben Arndt und den Brüdern Grimm der edelsten einer L. Uhland, der erste von Allen an tiefer, weitgreifender, nachhaltiger Wirkung. Dies freilich mehr durch seine Lieder, die nicht bloß

„von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit",

sondern auch

„von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit"

sangen; mehr durch sein von allen Stürmen und Strömungen der Zeit unberührt gebliebenes, unerschütterliches Festhalten am Recht und der Freiheit, als durch seine gelehrten Arbeiten, die sich an Erfolgen mit denen Jakob Grimms nicht messen dürfen.

Gleichwohl bilden diese letzteren die wesentliche Grundlage seiner Poesie, und eine große Reihe seiner schönsten Gedichte sind die Früchte seiner ernsten Beschäftigung mit dem deutschen und romanischen Alterthume. Bei seinem ersten Auftreten als Dichter der romantischen Schule angehörend, die nach Schillers Tod die Literatur beherrschte, hat er doch bald diese einseitige Richtung verlassen und eigene Wege aufgesucht. Sein klarer Geist und jener gesunde reale Sinn, der bei aller regen Phantasie und Gemüthstiefe dem schwäbischen Volksstamme eigen ist, haben ihn bald erkennen lassen, daß die Poesie, wie sie von den Brüdern Schlegel, von Novalis, von Tieck u. A. damals geübt wurde, nur gar zu sehr

einem Baume gleiche, der seine Wurzeln nach oben streckt, daß sie aus dem Nebel- und Dämmerhaften, aus der Verschwommenheit und Unwahrheit nicht herauskommen könne, so lange ihre Träger die Literatur und Kultur jener Zeit, deren Anschauungen und Gefühlsweise sie nachhiengen und die sie der Gegenwart in neuen Gestaltungen vorzuführen strebten, nur so höchst oberflächlich, fast nur vom Hörensagen kennen. Diese Erkenntniß führte ihn zum Studium der Quellen und Denkmäler, zuerst der altdeutschen, später der mit dieser in vielfachem Zusammenhang stehenden altfranzösischen Literatur..

Die ersten Bücher dieser Art, die Uhland noch als Knaben in die Hand fielen, waren das „Nibelungen-Lied" in dem alten Müller'schen Druck und die dänische Geschichte des Saxo Grammatikus, jenes merkwürdige Sagenwerk der skandinavischen Vorzeit. Beide wirkten mächtig auf Uhlands Phantasie und Gemüth und bestimmten die Richtung, der er sein ganzes Leben lang fest und unwandelbar treu geblieben ist. In der altdeutschen Literatur war es besonders das Volksmäßige, Sagenhafte und Mythologische, was ihn anzog und fesselte, und wunderbar war der sichere Takt und das feine Gefühl, womit er auch unter grober roher Hülle den tüchtigen Kern und aus der Entstellung späterer Zeit die frischen, naturwüchsigen Züge herauszufinden wußte. Die höfische Poesie dagegen, zumal die Ritterromane, hatten für ihn geringeren Reiz, nur die Lyrik, der Minnesang erweckte sein reges Interesse, und man-

cher hübsche Zug, den er den alten Sängern, seinen Vorläufern, abgelauscht, klingt in seinen eigenen Liedern wieder. An der reinen kunstvollen Form, die die mittelhochdeutsche Lyrik auszeichnet, hat er seine Kunst geübt und die Korrektheit in Sprache und Reim gelernt, die wir in seinen Gedichten bewundern.

Auch in der altfranzösischen Poesie waren es neben der Lyrik der Provence vorzugsweise die nationalen Dichtungen der Nordfranzosen, denen er nachgieng und auf die er früh schon die Aufmerksamkeit lenkte. In Paris, wohin er im Mai des Jahres 1810 zu seiner weiteren juristischen Ausbildung sich begab, übten daher die Schätze der kaiserlichen Bibliothek weit größere Anziehungskraft auf ihn aus, als die Verhandlungen in den Gerichtssälen (denn: er hatte sich des Rechts beflissen gegen seines Herzens Drang, wie er selbst uns sagt), und mit eisernem Fleiß widmete er fast die ganze Zeit seines Pariser Aufenthaltes der Erforschung und Abschrift altfranzösischer Gedichte. Mit wie viel Mühe und Selbstverleugnung dies verbunden war, weiß ich aus seinem eigenen Munde. Um es in den zur Winterszeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erstarrte rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich ward, abwechselnd mit der linken. Reich mit Beute beladen kehrte er nach dreiviertel Jahren nach Tübingen zurück, und noch viele Jahre später konnten seine Freunde Immanuel Bekker und Adalbert Keller von

den Erträgnissen seines Fleißes zehren, jener in seiner Ausgabe des „Flore et Blanceflore“ (Berlin 1845), dieser in einer Uebersetzung des „Guillaume d'Angleterre“ (im ersten Bande seiner altfranzösischen Sagen. Tübingen 1839, S. 188 ff.), beide auf Abschriften Uhlands beruhend.

Uhland selbst legte einen Theil seiner Forschungen in einem Aufsatze nieder, der unter dem Titel: „Ueber das altfranzösische Epos“ im 3. Quartal der von Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitschrift: „Die Musen“ (Berlin 1812) S. 59 bis 109 erschien, und dem im 4. Quartal S. 101 bis 155 metrisch ins Deutsche übertragene Proben aus dem Heldengedichte von Viane folgten. In dieser Abhandlung ward den Franzosen zum ersten Male ein Licht aufgesteckt über eine Partie ihrer alten Literatur, von deren Existenz sie selbst bis dahin kaum eine Ahnung hatten. Uhland führte darin den Beweis, „daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren“. Es ist der Sagenkreis Karls des Großen und seiner Genossenschaft, um welche diese Gedichte als ihren Mittelpunkt sich bewegen.

Darstellung und Ausführung ist in dieser kleinen Arbeit gleich meisterhaft. Dennoch ist sie fast unbekannt. Da die Zeitschrift in den damaligen Kriegswirren nur geringe Verbreitung fand, ward der größte Theil der Auflage zu Makulatur gemacht. Exemplare sind daher überaus selten, und den Uhland'schen Aufsatz, den einzigen, der von bleibendem Werthe darin ist, haben nur wenige gelesen. Er hätte schon längst einen Wiederabdruck verdient.

Die folgenden Jahre (1813 bis 1820) mit ihren theils so erhebenden, theils wiederum so ernüchternden Ereignissen waren gelehrten Arbeiten, die ein stilles, ruhiges Versenken und Vertiefen in ihren Gegenstand verlangen, nicht günstig, bei einem Manne zumal wie Uhland, dessen feuriger Geist und warmes Herz, von den Schwingungen und Strömungen der Zeit mächtig ergriffen, selbstthätig, durch Lied und Wort, an ihren Kämpfen den lebendigsten Antheil nahm.

Erst im Jahre 1822, als di. Reaktion bereits in üppigster Blüthe stand, betrat Uhland wieder das wissenschaftliche Gebiet mit seiner Monographie über „Walther von der Vogelweide" (Stuttgart und Tübingen, 1822). Ein köstliches Büchlein und zugleich das anmuthigste Bild, das jemals ein Dichter von einem Dichter entworfen hat. Uhland nennt es einen „Versuch, eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache" (S. XII). Leider ist er nicht zur Ausführung dieses Planes gekommen. Zwar muß sich in seinem Nachlasse eine ziemlich umfassende Abhandlung

über den „Minnesang" vorfinden, es steht aber zu bezweifeln, ob er sie je für den Druck bestimmt hat.

Seine besondere Hinneigung zu Walther begreift sich leicht. In der That gibt es in unserer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in Allem so sympathisch, so verwandt wären, wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnißvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die sel'ge goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für „alles Süße, was Menschenbrust durchbebt" und „alles Hohe, was Menschenherz erhebt", dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, das „Herz fürs Volk" und für des Vaterlandes Ruhm und Größe, all das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt wie in diesen beiden Dichtern. Das Mittelalter hat seinen Walther hochgehalten wie wir unseren Uhland, und den alten Spruch, den dieser seinem Buche vorgesetzt, können wir auch auf ihn anwenden: „Wer deß vergäße, thät uns leide". Das deutsche Volk wird den Einen so wenig vergessen wie den Anderen.

Uhlands Arbeit hat zwar durch die fortgesetzten Forschungen, besonders in Bezug auf die Jahrzahlen und die historischen Beziehungen, im Laufe der Zeit mancherlei Berichtigungen erfahren. Aber das, was seiner Schilderung den wahren Werth verleiht, die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung hat dadurch nichts verloren, und mit doppeltem Fug und Recht haben darum die Herausgeber Walthers, zuerst K. Lachmann und

neuerlich, erst in diesen Tagen, Wackernagel und Rieger, auf deren Ausgabe das Auge des sterbenden Dichters keinen Blick mehr werfen konnte, ihm als dessen „Erforscher und Nachfolger“ seine Lieder gewidmet.

Eine neue Periode der wissenschaftlichen Thätigkeit brach für Uhland im Jahre 1830 an durch seine Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Tübinger Hochschule. Mit jugendlichem Eifer widmete sich der damals im 43. Lebensjahre stehende Dichter seinem neuen Berufe, und noch ist in der Erinnerung Derjenigen, die ihn zu hören das Glück hatten, der begeisternde Eindruck unvergessen, den seine Vorlesungen über das Nibelungenlied, über altdeutsche Literatur, über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, auf sie machten. Leider war seine akademische Wirksamkeit von keiner langen Dauer. Im Jahre 1833 von Neuem zum Abgeordneten in die württembergische zweite Kammer gewählt, verweigerte die Regierung dem Staatsbeamten, weil er Oppositionsmann war, den Urlaub, ihm die Wahl lassend zwischen Verzichtleistung auf seine Professur oder auf seine Stelle als Volksvertreter. Uhland, mit seinem lebendigen Gefühl für Recht und Unabhängigkeit, wählte ohne Schwanken ersteres und nahm seine Entlassung aus dem Staatsdienste, die ihm „sehr gern“ ertheilt wurde. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, wie er mir vor zwei Jahren lachenden Mundes selbst erzählte, daß er erst wenige Tage vor jener unerwarteten Urlaubsverweigerung, die ihn zum Rücktritt nöthigte, unter obligatem

Pauken- und Trompetenschall die bis dahin immer aufgeschobene feierliche Antrittsrede hielt. Mit leichter Aenderung des Ausdruckes konnte er, wie vom letzten Tübinger Pfalzgrafen (Germania 1, 17), auch von sich sagen, daß das Aufblasen für ihn zugleich das Abblasen war.

Mitten in die Zeit der heftigsten Kämpfe um verfassungsmäßige Freiheit fiel, freilich schon längst vorbereitet und nun erst zum Abschluß gebracht, das Erscheinen des ersten Bandes der „Sagenforschungen" mit dem „Mythus von Thôr" (Stuttgart und Augsburg 1836), der wie ein wunderbarer, fremdartiger und doch wiederum bekannter Klang aus grauer Vorzeit in die von ganz anderen Ideen bewegte Gegenwart herübertönte. In dieser vom feinsten poetischen Sinn und Verständniß, vom liebevollsten Eindringen in die religiöse Weltanschauung der germanischen Völker schönes Zeugniß gebenden Arbeit hat Uhland der deutschen Mythen- und Sagenforschung, wenn sie mehr sein soll als gelehrte Spielerei, für immer Richtung und Ziel angewiesen. Leider bis jetzt vergeblich, denn das zarte Erfassen, die maßvolle Besonnenheit, die er in seinen Mythen-Deutungen überall an den Tag gelegt hat, ist, wie der Augenschein zeigt, ohne Nachfolge geblieben. Nicht ohne Unmuth betrachtete er den immer mehr in Schwung kommenden verkehrten Betrieb der deutschen Mythologie, und er hat demselben in seinen Gesprächen mit mir öfter Ausdruck und Worte geliehen. Beim Lesen dieser ungeheuerlichen Ausschreitungen ungezügelter Ein-

bildungskraft, sagte er mir einst, meine er oft in einem Narrenhause zu sein.

Dem Thôr-Mythus sollte ein zweites Bändchen mit dem Mythus von Odhin (Wuotan) folgen, und er war eben eifrig damit beschäftigt, als die Sturmglocke des Jahres 1848, indem sie ihn nach Frankfurt rief, dieser Arbeit, deren Vollendung ihm sehr am Herzen lag, ein Ziel setzte. In den fünfziger Jahren nahm er sie wieder auf, ohne jedoch damit zu einem Abschlusse zu kommen. Doch vermuthe ich, daß sich einzelne Partien und Abschnitte davon ausgearbeitet unter seinen Papieren vorfinden werden.

Als sein Hauptwerk auf dem Gebiete gelehrter Forschung betrachtete Uhland die Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder", von denen der erste, die Liedersammlung umfassende Band in den Jahren 1844 und 1845 (Stuttgart und Tübingen) in zwei Abtheilungen herauskam. Eine wahre Lebensarbeit, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sie zu vollenden, für die er viele Jahre lang mit dem emsigsten Fleiße, mit zäher Ausdauer und ungeschwächter Liebe gesammelt hatte. Aus einer ungeheueren, fast überwältigenden Fülle theils handschriftlicher, theils gedruckter Quellen (worunter zahllose fliegende Blätter) traf er, geleitet von seinem eigenen poetischen Genius und einem ihn nie täuschenden Sinn für alles Volksmäßige, mit sicherer Hand die Auswahl. „Das Ganze" sollte „weder eine moralische noch ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens"

sein. Dies wäre es auch ohne Zweifel geworden durch die für den zweiten Band verheißene „Abhandlung", die über „die Gründe der Auswahl und Anordnung" Rechenschaft gegeben und dem Ganzen die Krone würde aufgesetzt haben.

Was wir von dieser „Abhandlung" über die deutschen Volkslieder, wie er sie bescheiden nannte, hätten erwarten dürfen, zeigen die aus ihr entnommenen Abschnitte: 1. „Zwei Gespielen", 2. „Der Rath der Nachtigall", 3. „Sommer und Winter", die er mir für meine Zeitschrift (Germania 2, 218. 3, 129. 5, 257) mitgetheilt hat; drei herrliche farbenreiche, von Poesie gesättigte Gemälde, wie nur ein echter Dichter sie entwerfen kann. Solcher ausgeführter Theile der Abhandlung müssen sich in seinem Nachlasse noch mehrere finden; sie werden uns hoffentlich nicht vorenthalten bleiben.

Zu neuer, fast jugendlicher Produktivität auf dem Felde des deutschen Alterthums regte ihn die Gründung meiner Zeitschrift „Germania" an. Als ich ihm im Sommer des Jahres 1855, ihm zuerst, den Plan dazu mittheilte, aber die Ausführung desselben von seiner Theilnahme abhängig machte, gieng er sogleich mit lebendigem Interesse auf die Gründung eines solchen Organs in Schwaben ein, und das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzusagen, nachdem er Jahre lang der Aufforderung zur Betheiligung an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift desselben Faches beharrlich widerstanden hatte, war unschwer zu überwinden. Ich hatte die Freude, gleich das erste

Heft mit einem Aufsatze von ihm eröffnen zu können, und seitdem gehörte er zu den ausdauerndsten, treuesten Mitarbeitern, und kein Jahr vergieng, ohne daß er nicht wenigstens Eine reife Frucht seines reichen Geistes darin niedergelegt hätte. Seine Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde: 1. „Die Pfalzgrafen von Tübingen", 2. „Dietrich von Bern", 3. „Bodmann", und zur deutschen Heldensage: 1. „Sigemund und Sigeferd", 2. „Der Rosengarten von Worms", sind Abhandlungen, die ebensowohl durch die ungemeine Belesenheit und Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der gesammten Literatur des germanischen Alterthums, als auch durch die meisterhafte Beherrschung des Stoffes und die klassische Darstellung Bewunderung erregen und eine Zierde unserer Literatur bilden.

Bei dieser Gelegenheit mehr noch als während unseres früheren langjährigen Verkehrs habe ich Einblick gewonnen in Uhlands Art und Weise des Schaffens. So wenig als in seinen poetischen Schöpfungen war er als Gelehrter, was man einen raschen Arbeiter nennt, darin sehr unähnlich Jakob Grimm, dem Abhandlungen und Bücher nur so aus der Hand stäuben. Alle Arbeiten Uhlands sind nur langsam und zögernd gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntniß wußte, und Jahre lang konnte er auf die Oeffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten.

Erst wenn er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Sagenstoffe, deren Erforschung und Erklärung Orts- und Lokalkenntniß voraussetzt, nahm er nie in Behandlung, ohne zuvor an Ort und Stelle das Terrain zu studiren und die genauesten Erhebungen zu pflegen. Auf solchen gewissenhaften, sorgfältigen und wiederholten Studien der Ruine, ihrer Umgebungen und des ganzen Umkreises des sogen. Untersees beruht z. B. die Abhandlung über die Pfalz „Bodmann“ und deren Sage vom Nebelmännlein, die nun aber auch ein unübertreffliches Muster klarer, lebendiger, anschaulicher Schilderung ist.

Derselbe Fall ist es mit der „Tellsage“ und der „Sage von Struthan Winkelried, dem Drachentödter“, die ihn beide in den letzten Jahren seines Lebens lebhaft beschäftigten. Er wurde nicht müde, Jahr um Jahr im Sommer oder Herbst nach der Schweiz zu reisen, die Ufer des Vierwaltstättersee's und die Orte und Gegenden, an denen die Sagen haften, zu untersuchen und zu besichtigen und die Eingebornen, Gelehrte und Ungelehrte, zu fragen und zu berathen. Nicht immer erreichte er auch seinen Zweck, woran freilich öfter er selbst, sein Zartgefühl und seine Bescheidenheit, Schuld waren. Durch die Nachricht von der Auffindung der sogen. Klingenbergischen Chronik in Aufregung versetzt und deßhalb nach St. Gallen geeilt, mußte er sich mit der Versicherung begnügen, daß nichts auf die Tell-

Sage Bezügliches darin stehe, und er kehrte heim, ohne die Handschrift gesehen zu haben. Auf meine Frage, ob er sie denn auch verlangt habe, bemerkte er, er habe, da man es nicht von selbst gethan, dazu nicht den Muth gehabt. Ob er über diese beiden Sagen, die er übrigens keineswegs als bloße Fabeln betrachtete, sondern in ihnen einen festen historischen Kern vermuthete, etwas niedergeschrieben hat, weiß ich nicht, glaube aber, daß er damit über die Vorarbeiten dazu nicht hinausgekommen ist.

Ich habe vorhin die Gewissenhaftigkeit Uhlands hervorgehoben. Streng gewissenhaft wie in seinen literarischen Arbeiten, war er auch in all seinem Thun. Wie sehr er es in Bezug auf sich selbst war, kann man am besten daraus erkennen, daß er zu dichten aufhörte, als er die dichterische Ader in sich versiegen spürte. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die Antwort, die er einst in meiner Gegenwart einem jungen Manne auf die gutgemeinte Frage: warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse? mit dem ihm eigenen hellen Lachen gab: daß nicht er die Muse, sondern daß die Muse ihn in Ruhe lasse. Nur einmal noch in seinen späteren Jahren hat sie ihn mit ihrem Finger leise berührt. Um die Mitte der vierziger Jahre war es, wenn ich nicht irre, daß er seine Frau zum Geburtstage mit zwei neuen Balladen: „Der letzte Pfalzgraf“ und „Der Lerchenkrieg“, überraschte, die dann in den folgenden Ausgaben an die Stelle eines ausgeschiedenen Gedichtes „Das traurige Turnei“ traten.

Fortan war die Wissenschaft der Stern, dem er bis zu seinem Tode folgte.

Neben der Gewissenhaftigkeit war es die Treue, die den Grundzug seines Charakters bildet, die deutsche Treue, die ihn im „Nibelungen-Liede", im „Wolfdieterich" und anderen Volksepen der Vorzeit entzückt und begeistert und die er in seinen eigenen Liedern besungen und verherrlicht hat. Er, dessen ganzes Sein und Denken im Volke ruhte, dessen „Muse von Recht und Freiheit gesungen und immer fern von den Palästen gewandelt ist", ist sich selbst und seiner Ueberzeugung niemals untreu geworden und hat allen Verlockungen und Auszeichnungen, die von dort an ihn kamen, stets mannhaft widerstanden: ein schönes Bild makelloser Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung.

Treu wie gegen sich war er auch gegen Andere. Wen er einmal erkannt und liebgewonnen, dem blieb er fest und unwandelbar für immer zugethan. Dieser Gewissenhaftigkeit und Treue ist er auch vor der Zeit zum Opfer gefallen; denn ohne die Erkältung am Grabe seines Jugendfreundes Justinus Kerner, zu welchem er in strenger Winterszeit von fern her geeilt war, hätte Uhland, der noch in seinem 73. Jahre ein rüstiger Fußgänger und kühner Schwimmer war, nach menschlichem Ermessen uns leicht noch ein Jahrzehend erhalten bleiben können.

Rührend war mir immer die Anhänglichkeit, die liebevolle Aufmerksamkeit, die er gegen Jeden, auch den Geringsten aus dem kleinen Häufchen, das sich mit dem

Studium des deutschen Alterthums befaßt, an den Tag legte. Wie manchen fern der Heerstraße in stiller Verborgenheit Lebenden hat er nicht, freundlich und milde wie ein Engel zu ihm eintretend, mit seinem Besuche überrascht, voll herzlicher Theilnahme für seine Arbeiten.

In seiner äußeren Erscheinung und seinem Auftreten in der Gesellschaft war Uhland einfach, schüchtern, fast blöde, wortkarg und zurückhaltend, darin ein echter Sohn seines Heimathlandes, dessen Besten man es häufig nicht ansieht, wie tüchtig der Kern, wie tief die Tiefe ist, die unter der unscheinbaren, oft mehr als bescheidenen Hülle verborgen liegt.

Nichts weniger als unempfindlich gegen die vielen Beweise von Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, waren ihm dieselben doch oft in hohem Grade peinlich und störend, namentlich wenn sie ihm in Gestalt geräuschvoller Huldigungen und Ständchen dargebracht wurden und er dadurch unvorbereitet zum öffentlichen Sprechen, zu Toasten und Danksagungen genöthigt ward. Da konnte sich der stille schweigsame Dichter oft recht unglücklich fühlen. Auch in großen Gesellschaften, wo er den Gegenstand und Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bildete, war ihm unbehaglich zu Muthe Bei solchen Gelegenheiten fehlte es nicht an komischen Zwischenfällen, wo der ihm angeborne Humor bewußt oder unbewußt durchbrach.

So als einst während seines Aufenthaltes in einem Badeorte eine exzentrische Dame ihm zu Ehren ein Fest

improvisirte und dem Dichter an öffentlicher Tafel einen Lorbeerkranz auf den Teller legte, schob Uhland diesen, nach einer Speise langend, ruhig zur Seite und ließ ihn auch beim Aufstehen unbeachtet liegen. Ein ander Mal nahm er den ihm beim Abschied überreichten Kranz zwar mit, hängte ihn aber unterwegs an einem am Wege stehenden Baum auf.

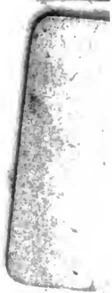
Von seinem Besuche in Wien im Jahre 1838 erzählt man sich folgende Anekdote. Nachdem er in einer Gesellschaft von Dichtern und Gelehrten, welche Karoline von Pichler ihm zu Ehren zu sich eingeladen, den ganzen Abend schweigsam und wie auf Nadeln da gesessen hatte, verabschiedete er sich von der Wirthin, im Gefühle, daß er ihr doch für ihre Freundlichkeit etwas Verbindliches sagen müsse, mit den Worten: „Es werde seine Frau gewiß freuen, wenn sie höre, daß er ihre persönliche Bekanntschaft gemacht habe."

Wie einsilbig und verschlossen Uhland unter Fremden auch war, so mittheilsam, heiter und liebenswürdig konnte er im Kreise von Freunden und Bekannten sein. Zwar ein Redner war er nie, weder im Ständesaale, wo er mehr durch den Inhalt als durch den Fluß seiner Rede wirkte, noch selbst unter vier Augen: stets hatte er, auch im einfachsten Gespräch, mit dem Ausdruck zu ringen; aber was er sprach, war sinnvoll, treffend und gewichtig, gediegenes Gold. Nur, wenn die Rede auf seine engere Heimath kam, die er über alles liebte, auf schwäbische Sprache oder Sage oder das Volksleben, dann löste sich seine Zunge, dann konnte er beredt wer-

den und erglänzte sein sonst nichts weniger als schönes, nicht einmal bedeutendes Gesicht, hinter dem Niemand den großen Dichter geahnt hätte, wie eine Landschaft im Abendsonnenschein.

Wien, am 20. November 1862.

Druckerei der k. Wiener Zeitung.





Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung.